

# CARNIOLIA.

## ZEITSCHRIFT

für Kunst, Literatur, Theater u. geselliges Leben.

Redigirt von Leopold Kordeſch.

II. JAHRGANG.

N<sup>o</sup> 99.

Freitag am 10. April

1840.

Don dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern, jedes Mal ein halber Bogen. Der Preis des Blattes ist in Laibach ganzjährig 6, halbjährig 3 fl. Durch die k. k. Post unter Couvert mit portofreier Zuwendung ganzjährig 8, halbjährig 4 fl. C. M., und wird halbjährig vorausbezahlt. Alle k. k. Postämter nehmen Pränumerationen an. In Laibach pränumerirt man beim Verleger am Naan, Nr. 190, im ersten Stode.

### Dithyrambe.

Zu Aganippens  
Felsen umstarrtem  
Schäumenden Quell  
Laßt mich, o Götter! — mein glühendes Sehnen  
Wird Aganippe stillen nur können —  
Nur Aganippens kristallenes HELL!  
Dort, wo in dem Haine  
Sanktühlender Schatten  
Sich freundlich die Ulme  
Und Epheu gatten;  
Dort, wo der Stille  
Heiliger Sittig  
Säuselt im Thal,  
Wo über Blumen nur Zephyre wehen,  
Wo der Charitinnen Paare sich drehen,  
Bei Philomelens leiszitterndem Schall,  
Dort laßt mich lauschen  
Den Sangmelodeen,  
Die mir meine Seele  
Süßschmerzlich durchziehen!  
Dort laßt den Funken,  
Den ihr gewecket,  
Mir in der Brust,  
Laßt ihn anfachen zur lodernen Flamme,  
Dah er, ein Phönix, vom irdischen Schlamm  
Aufsteig' in des Sanges unsterblicher Lust!  
Ihr ewigen Götter,  
Ihr habt mir's gegeben —  
Ihr müßet auch trönen,  
Des Jünglings Streben!

M. W. Bohar.

### Der Burgvogt auf Ainöb.

(Krainische Volkssage.)

„Es braus't durch verödete Hallen der Sturm,  
„Dft hört man in einem verfallenen Thurm  
„Ein gräßliches Wimmern und Heulen.“

Joh. Ritter v. Kalchberg.

Obwohl der Tag sich zu neigen begann und am Himmel manche finstere Wolke dahin schwamm, so verließen wir doch das gastliche Schloß Ainöb und wandelten am Ufer des Gurkflusses schweigend fort, bis wir zur Brücke gelangten. Wir wollten nämlich die Trümmerburg Ainöb, wo in grauer Vorzeit ein gleichnamiges, nun schon längst erloschenes Edelgeschlecht häuſte, beſehen.

Es starrten die kahlen, bemoosten Zinnen und Mauern, an welchen so manches Jahrhundert vorbeigezogen, still und ernst auf uns herab; leise durchfächelte der Abendwind die Laubkronen der heimischen Eichen, welche theilweise noch aus besseren Zeiten der Burg herkommen mochten. — Freilich ist der alte Steinhauſen zum Aufenthalte lichtscheuer Nachtvögel geworden, es ekkirret nicht mehr Waffengerassel; man findet dort weder Fräuleins noch Ritter, weder Minnespiel noch Kampfgeſelle; auch hat sich der Wanderer dort keiner einladenden Fernſicht zu erfreuen, sondern wüſt und öde ist die nächste Umgebung, und der einheimische Slave nennt sie nur „kara so-tekka.“ — Und doch ist auch dieser Trümmerhauſen ein Beleg mehr, wie vergänglich Menschenwerk ſey.

Wohl mag die Burg in der dunklen Vorzeit erbaut worden, auch dürften die Felſengrotten dort ein Werk der Menſchenhände ſeyn. Die Herren von Scheier bekamen diese Burg von den Rittern von Ainöb, und sie gelangte später an das uredle Haus der Grafen von Galenberg.

Wir verließen die Ruinen, welche bisher noch wacker mit dem Zahne der gefräßigen Zeit kämpften, und gelangten noch vor Einbruch des nächtlichen Gewitters in das neuere Schloß zurück, wo man uns mit altdeutscher Gastfreundschaft empfing.

„Ist Ihnen die Sage vom Pfleger auf Ainöb bekannt, welcher nun, wie das Volk behauptet, unter dem Namen des „böſen Burgvogtes“ in den Ruinen spucken soll?“ forſchte die süße, reizende Hauswirthin und begann, als wir die Frage verneinten, mit liebenswürdiger Beredsamkeit zu erzählen:

„Hier lebte vor längſtentſchwundenen Tagen, zur Zeit blutiger Wirren des Fauftrechtes eine Burgfrau, welche wegen ihrer ungemeinen Herzengüte bei den Unterthanen im größten Anſehen ſtand. Ihr Gemahl war vor vielen Jahren gegen die Türken gezogen und auf dem Schlachtfelde geblieben, während der Sohn von diesen Erbfeinden des Kreuzes gefangen und in die Sclaverei geſchleppt

wurde. Die edle Frau überließ sich nun ganz den schmerzlichen Gefühlen einer unglücklichen Wittin und Mutter. Gerne würde sie das Schloß, ihren werthvollen Schmuck und alles Besizthum verkauft haben, um den geliebten Sohn aus drückender Gefangenschaft loszukaufen, doch waren alle Bemühungen, seinen Aufenthalt auszukundschaften, fruchtlos geblieben.

Der Burgvogt auf Minöd aber war ein harter, mürrischer Mann, welcher den Unterthanen seiner gütiger Frau manchen bösen Streich spielte. Leider hatte diese von der schändlichen Strenge desselben nicht die geringste Kenntniß; auch schwiegen die treuen Unterthanen bisher aus Achtung für die gütige Herrin.

Eines Tages kam ein altes Mütterchen zum Burgvogte ins Schloß, um sich von ihm eine Frist zur Einzahlung der herrschaftlichen Stift zu erbitten; doch der harte Mann wies ihr mit strengen Worten die Thüre. Die Bäuerin ließ sich aber nicht einschüchtern und bat flehentlicher. Der Burgvogt aß das herrlichste Obst, welches in einem zierlichen Körbchen vor ihm stand, nahm rothwangige, süße Pflirsche heraus und verzehrte sie, während die Alte zu jammern fortfuhr. — Plötzlich lachte der Pfleger laut auf und sprach: „Hört Mütterchen, es soll euch die Stift für dieses Jahr geschenkt seyn, wenn ihr diese drei Pflirsche sogleich aufknacken wollet.“

Die Verspottete fühlte sich hart getroffen, fuhr langsam nach dem zahnlosen Munde, trocknete sich die Zähnen und kehrte dem harten Manne den Rücken.

„Großmütterlein! du hast schon wieder geweint“ sprach Johanna, der Alten wunderliebliche Enkelin. Bald erfuhr diese den Kummer der untröstlichen Alten. — „Der garstige Mann soll uns dennoch die Stift schenken“ sprach sie halblaut und eilte unter irgend einem passenden Vorwande zum hartherzigen Burgvogte hin, mit dem Vorsatze, die Pflirsche für Nachlassung der unerschwinglichen Gabe zu knacken. — Der Burgvogt, in der Ueberzeugung, daß es auch dem schärfsten Gebisse nicht so leicht möglich sey, die Aufgabe zu lösen, lächelte spöttisch, bewunderte jedoch im Stillen des Mädchens Entschlossenheit. „Bedenke, heides Kind, daß du dir die weißen Zähne bei diesem Unternehmen zerbrechen könntest“ sprach warnend der Burgvogt. — „Ach ja“ dachte Johanna, „mein Weit hat mir zuweilen gesagt, daß meine Zähne weiß und hübsch seyen; doch er ist ein braver Junge, welchen der Verlust von ein Paar Zähnen nicht aus meiner Nähe verschrecken wird.“

Schnell griff sie nach dem ersten Steine und zerknackte denselben; doch beim zweiten floß Blut aus ihrem Munde, während salzige Zähnen des Unmuthes über die hochgerötheten Wangen liefen; auch der dritte zersprang nach unsäglicher Anstrengung, aber ein schöner, blendend weißer Zahn entfiel dem Munde der heldenmüthigen Jungfrau.

„Die Schuld ist getilgt!“ sprach sie mit Ernst und erhob den zürnenden Blick zum Burgvogte empor. — Der aber saß todt und mit verzerrten Gesichtszügen auf dem

Stuhle da. Erschrocken verließ Johanna das Schloß und tröstete sich mit dem Gedanken, daß sie nur Gutes gewollt hatte.

Bald verbreitete sich die Schreckenskunde unter den Thalbewohnern, und doch neigte sich kein Auge. Johanna hingegen erhielt zur Belohnung ihres Heldenmuthes von der Burgfrau die reichlichste Aussteuer, und schritt mit dem geliebten Weit zum Traualtare hin.<sup>a</sup>

Unsere freundliche Wirthin schloß ihre Mittheilung, worauf wir uns zur Ruhe begaben, um am andern Morgen die Reise durch das deutsche Wunderland Krain fortzusetzen.

Seckau in Obersteier.

Joh. Vinz. Sonntag.

## Juana.

Novelle von Joh. Gab. Seidl.

(Fortsetzung.)

Nun, da Juana gänzlich verlassen, und durch die Hand des Unglücks aus einem Verhältnisse herausgerissen war, welches sie der moralischen Achtung unwerth gemacht hatte, nun hielt es Gomis wieder für seine Pflicht, sich der armen, dem höchsten Elende preisgegebenen Künstlerin anzunehmen. Dem Ausspruche der Aerzte nach, war ihre Kopfwunde zwar nicht tödtlich, aber doch so bedeutend, daß eine völlige Geisteszerüttung zu befürchten stand. — Und so geschah es denn auch. Körperlich genesen, wandelte Juana geisteskrank umher. Sie sprach nur wenig, blickte starr vor sich hin, und von der Wunderkraft ihrer Kehle schien ihr nur so viel geblieben, als es hinreichte, um die Melodie jenes Abendliedchens aus der „Aldana“ in unbelauschter Dämmerung halblaut vor sich hinzusummen. Mit Thränen des Mitleids im Auge betrachtete Gomis diese bedauernswerthe Ruine der Kunst, diese junge Märtyrin der Eitelkeit. Er machte es sich zur letzten Aufgabe seines Aufenthaltes in Spanien, welches zerrissen vom Parteykämpfe, bedroht von dem Einfalle fremder Heere selbst die neutrale Stellung des Künstlers nicht unangefochten ließ, für Juana's Zukunft noch nach Kräften zu sorgen und so die Schuld des Dankes abzutragen, zu der sie ihn durch die Verbreitung seines Rufes verpflichtet hatte. Durch Hinterlegung einer namhaften Summe, fast des ganzen Ertrages seiner „Aldana“, bewog er die Vorsteherin eines Frauenklosters, mit welchem ein Hospital vereinigt war, zur Aufnahme der Unglücklichen auf die ganze Dauer ihres krankhaften Zustandes. Sie wurde daselbst in sorgliche Gewahrsam genommen, welche man ihr dadurch zu erleichtern suchte, daß man ihr eine Gassenstube anwies und ihr gestattete, der freien Luft im Garten und überhaupt aller Erheiterungen zu genießen, welche mit dem klösterlichen Leben vereinbar waren und ihre Existenz nicht gefährdeten.

Indeß war der Meinungskrieg mit allen seinen Gräueln losgebrochen. — Die Manafos gewannen fast überall die Oberhand; zahlreiche Verhaftungen schreckten die friedlichsten Bürger. An ein Interesse für künstlerische Bestrebungen war unter solchen Umständen nicht zu denken. Zur guten Stunde noch entkam Gomis aus Madrid, wo man ihn bereits mit mißtrauischen Blicken ansah, indem seine

kräftigen, leidenschaftlichen Melodien häufig von dem aufgeregten Volke revolutionären Texten angepaßt und bei verschiedenen Anlässen mit wildem Ungestüm abgesungen wurden.

Manchmal, wenn ein tobender Pöbelhaufe an den Thoren des Frauenklosters vorüberstürmte und nach der wohlbekannten Melodie der Pregoiera ein ausgelassenes Spottlied anstimmte, lehnte Juana mit starren, thränenlosen Augen am Gitterfenster ihrer Zelle und vernahm die verhängnißvollen Klänge, und summtte unwillkürlich die Worte ihres ehemaligen Abendliedchens mit.

Nach drei blutigen Jahren schien endlich eine Art von Ruhe zurückzukehren, welche zwar nicht auf vollkommene Amnestie, aber doch auf sänftigende Mäßigung begründet war. Wenigstens fing Madrid an aufzuathmen, und wendete mitunter seine Aufmerksamkeit wieder anderen Dingen zu, als den schwankenden Resultaten des Bürgerkrieges. Man freute sich wieder des Prado, sehnte sich nach Volksbelustigungen, besuchte das Theater und nahm Antheil an den Erscheinungen aus dem Gebiete der Kunst und Literatur, welches Jahre lang gänzlich brach lag.

Zwei Ereignisse ganz verschiedener Art nahmen eines Tages alle Augen und Ohren in Anspruch. Am Morgen sollte nämlich auf dem Hazerplage, wo die Hinrichtungen Statt zu finden pflegen, ein gefürchterer Bandit den verdienten Lohn für seine Gräueltathen empfangen, ein Schauspiel, welches bei dem wilden, durch manchen Nachklang jüngst erlebter Scenen noch heftig aufgeregten Sinne des Volkes Tausende von Zuschauern herbeilockte. Für den Abend hingegen war ein Schauspiel angekündigt, welchem der gebildete Theil der Bevölkerung mit gespannter Erwartung entgegen sah, nämlich das Auftreten der berühmten Sängerin Giuditta Pasta in der Rolle der Desdemona. Während an der einen Strassenecke ein marktshreierischer Herumträger die gräßliche Geschichte von dem Leben und den Thaten des hinzurichtenden Missethätters feilbot, bereitete gegenüber ein anderer die Vorbeigehenden auf den Genuß vor, welcher Abends den Kunstfreunden im Theater de la Cruz bevorstand. — „Giuditta Pasta“ hieß es hier im echt südlichen Bombast, „der Komet von Verona, der Stern von Paris, der Sirius am europäischen Gehanghimmel, die majestätische, acht und zwanzigjährige Königin der Melodien, mit der herzerschütternden Glockenstimme, mit der plastischen Erhabenheit ihres echt antiken Spieles, wird heute den kunst sinnigen Bewohnern der sehr edlen, rechtlichen, hochberühmten, treuen und heroischen Stadt Madrid beweisen, daß sie bisher weder hörten noch ahnten, was singen heißt!“ — „Der fürchterliche, abgefäunte, grausame Bandit“ hieß es dort — „Namens Nuy Juan Chinchon, aus Grajalema in Ober-Andalusien gebürtig, wegen eines an dem hochbeden und ehrenhaften Don Diaz Marquis von Villa-Mariquez, weiland königlichem Contador, versuchten Mordmordes gefänglich verhaftet, sodann seiner Haft entsprungen und nach langem vergeblichen Nachforschen unter den Straßen-

räubern ergriffen, wird heute, zur gerechten Strafe für alle eingestandenen und nicht eingestandenen Mord- und Missethaten, so wie zum abschreckenden Beispiele für alle Bösewichter öffentlich vom Leben zum Tode befördert werden.“

Langsam, unter dem Geläute der Glocken, bewegte sich der Zug mit dem Missethäter der Richtstätte zu. — Starke Militär-Bedeckung begleitete ihn; die Musikbände spielte die noch nicht vergessene Pregoiera. Als der traurige Kondukt um die Ecke des Frauenklosters bog, tönte ein durchdringender Schrei durch eines der Gitterfenster. Der Delinquent erhob sein dunkellockiges Haupt, schloß einen blitzenden Blick der Gegend zu, woher der Schrei gekommen, und schritt dann regungslos seinem Schicksale entgegen. In einer halben Stunde darauf hatte Wetter Nuy geendet.

(Beschluß folgt.)

### Licht- und Schattenbilder.

Von W. A. Gerle.

Der Meister und die neun Böglein.

Einst war der Saazer Herzog gestorben und hinterließ eine einzige Erbin, eine Tochter mit wunderbarer Schönheit ausgestattet; doch war ihr Herz grausam und blutdürstig. Oft pflegte Pietisyla vom Thron ihrer Burg ins Thal herabzuschauen. Wenn dann ihr Falkenauge einen schönen Jüngling erspähte, der seines Weges vorüberzog, sandte sie ihm einen Knecht nach, ließ den Wanderer vor ihren Thron führen und versicherte ihn, wenn er ihr mit treuer Minne dienstbar sey, wolle sie ihn zum Fürsten des Landes erheben. Da sank der Jüngling, trunken von ihren Reizen und so hohem Glücke, zu ihren Füßen nieder, und schwur ihr dienstbar und leibeigen zu seyn; wenn sie aber seiner Liebe satt war, befahl sie ihm aus ihrem Gemach über eine Gallerie des Schlosses zu gehen, die also eingerichtet war, daß, wie sie an einer Schnur zog, das Bret mit ihm einbrach und er in einen schwarzen See von ungeheurer Tiefe fiel, und darin zu Grunde gehend, noch das Lachen des falschen Weibes unter den schäumenden Wellen vernahm.

Schon waren neun blühende Jünglinge den grausamen Weg aus ihrem Schlafgemache über den Todessteg gewandelt, und noch war ihr die Zahl zu klein; darum suchte sie auch den zehnten mit falschen Liebesworten zu berücken; doch dieser war trotz seines jugendlichen Ansehens schon ein hochgelehrter Meister in der schwarzen Kunst, der durch ein magisch-bereitetes Augenglas in ihrem schwarzen Herzen zu lesen verstand und nur um der Fürstin Gunst warb, damit er ihre Lücke zu Schanden mache. Pietisyla war von seinem männlichen Reize so entbrannt, daß sie ihm mit noch süßeren Bitten ihre Liebe und Krone antrug, er aber bat sie, von ihm abzulassen, weil es ihm vorkomme, als warteten ihn neun schwebende Jünglinge vor ihrer Umarmung; zugleich höre er eine schäumende Wasserfluth unter sich brausen, und ihr Ehebett scheine ihm ein bewegliches Schiff, das umzuschlagen und ihm zu jenen in die Tiefe des Sees zu betten drohe.

(Beschluß folgt.)

## Neuve des Mannigfaltigen.

Dupont, ein Schachtelmacher in Paris, war am 29. Februar ausgegangen, um eine bestellte Arbeit abzuliefern. Er machte eben seine Rechnung, als ein Commissionär herbeieilt, und ihm meldet, daß Frau Dupont mit einer Tochter niedergekommen sey. „Gut,“ sagt Dupont „ich gehe gleich nach Hause. — Mein Herr, machen wir schnell, wenn es gefällig ist.“ — Es geht indessen nicht schnell, denn es erhebt sich ein Streit über die Zahlung. Der Commissionär kommt ganz athemlos hergelaufen. „Mein Herr, machen Sie schnell! Ihre Frau ist wieder mit einer zweiten Tochter niedergekommen.“ — „Machen wir, daß wir zu Ende kommen, Sie sehen, ich brauche mein Geld.“ — Es wird ihm bezahlt. Dupont eilt nach Hause und trifft eine Nachbarin. „Eilen Sie!“ sagt diese, „Ihre Frau ist niedergekommen.“ — „Ich weiß! mit zwei Töchtern.“ — „Mehr noch, mit dreien.“ — „Ah mein Gott,“ — Als er eintrat, kam eben eine vierte Tochter zur Welt. „Mein Gott!“ ruft Dupont, „was wäre erst geschehen, wenn man mich bis 3 Uhr zurückbehalten hätte!“ —

Ein französisches Blatt erzählt: „Ein Bergmann hatte in einem Schachte eine Minne geladen und angezündet. Alle Arbeiter entfernten sich, um der Explosion auszuweichen, ohne zu wissen, daß sie an eine Stelle traten, wo so eben eine zweite Minne angezündet war. Der Ingenieur sieht die Todesgefahr der Bergleute. Es war zu spät, als daß sie sich auf seinen Zuruf hätten entfernen können. Der Ingenieur springt also zur Minne, faßt die brennende Lunte mit der Hand, reißt sie heraus und rettet so, indem er sein Leben auf's Spiel setzt, alle Arbeiter glücklich.“

Green hat in London kürzlich vor einer zahlreichen Gesellschaft einen von ihm erfundenen Mechanismus vorgezeigt, um den Luftballon nach Belieben steigen oder fallen zu lassen. Dieser besteht in zwei an dem Nachen angebrachten Flügeln, die durch ein Federwerk aufgezo- gen werden. Green behauptet, man könne auf diese Art die Luftreise von Amerika nach Europa in 3 bis 4 Tagen machen, und läßt jetzt einen Ballon nach dieser Erfindung auf Subscription bauen.

In Paris wetteten kürzlich vier ältliche Damen, zehn Robber Whist durchzuspielen, ohne ein Wort zu sprechen. (!) — Obgleich das Spiel vier Stunden währte, so gab doch keine einen Lant von sich. Doch nach beendetem Spiele wurden drei von der Anstrengung des Schweigens ohnmächtig. —

Wie bei uns im Gebrauche ist, eine Prise Schnupftaback darzubringen, so bietet der Spanier die angerauchte Zigarre dem Nachbar, der sie auch annimmt und erwiedert. In größeren Gesellschaften wandert oft eine solche Zigarre von Mund zu Mund als glimmendes Friedenszeichen. Soll dadurch nicht auch eine glühende oder feurige Freundschaft entstehen?

Griechenlands Handelsmarine nimmt einen so raschen Aufschwung, daß, wie verlautet, im laufenden Jahre die Schiffswerfte von Syra allein gegen 300 neue Handelsschiffe liefern wird.

## Ueber Krain's Kirchengemälde.

Von Leopold Kordesch.

Es ist Thatfache, daß Krain, vorzugsweise Oberkrain, sowohl an Anzahl als an Bauart und Ausschmückung der Gotteshäuser, gegen unsere Nachbarländer eine große Ueberlegenheit behauptet. Es finden sich Kirchen, die hinsichtlich ihres schönen Baustyles und ihrer innern Verzierung mit Kir-

chen größerer Städte rivalisiren könnten, wenn nicht leider ein Uebelstand hie und da den Eindruck, den ein derlei Gotteshaus bei dem aufmerksamen Beschauer hervorgebracht hat, auf eine betäubende Art wieder verwischen würde.

Dieser Uebelstand besteht darin, daß man fast durchgehends Gemälde findet (ich spreche hier von den neuern), welche oft kaum, oft aber nicht ein Mal die Mittelmäßigkeit erreichen. Die vorherrschende Ertzstanz schlechter Bilder schreibt sich keineswegs von dem verderbten oder unrichtigen Geschmack her, (ich habe mich selbst überzeugt, daß die Vorsteher jener Kirchen, die dergleichen Gemälde besitzen, meist mit den angeschafften Werken unzufrieden waren), sondern sie ist lediglich in der geringen Sorgfalt der Besteller in Auswahl der Künstler, dann in dem geringen Preise, so wie in der Bequemlichkeit des Umstandes zu suchen, daß man von einem Individuum, bei dem man Bildhauer, Vergolder, Anstreicher und Lackirer-Arbeit gefertigt bekommen kann, zugleich bei dieser Gelegenheit auch das Gemälde selbst fertigen läßt. Diese Bilder sind dann entweder nach sehr mittelmäßigen oder gar nach schlechten Kupferstichen gearbeitet, und tragen den Stempel der Vielheit an sich, indem sich jeder erinnern kann, dergleichen schon oft gesehen zu haben; denn ich muß offen gestehen, daß mir z. B. der heilige Valentin bei acht Mal ganz gleich schlecht gemalt vorgekommen ist, und zwar in Kirchen, die sonst bedeutend zu nennen sind.

Ich kann nicht umhin, mich über diesen Gegenstand etwas in's Detail einzulassen. Die Kirchengemälde sollen sowohl von Seite des Künstlers, als von Seite des Bestellers, als zur Erweckung und Ermunterung der Andacht durch würdig veranschaulichte Gegenstände dienend, betrachtet werden, zu welchem Behufe besonders jeder Kopf eines Heiligen mit der äußersten Sorgfalt und dem strengsten Studium ausgeführt seyn soll. Es kommt lächerlich heraus, wenn man z. B. in Radmannsdorf am Hudoverni'schen Gemälde der Schlüsselübergabe an Petrus im großen Altare lauter junge, fast unbärtige Apostel um Christus herum sieht; ferner wenn wo anders Lucifer dem heiligen Michael im Charakter gleicht, wenn bei der Himmelfahrt Mariä alle Apostel, wie nach einem Modell gemacht, aussehen, und der heiligsten Jungfrau auf ein Haar gleichen; wenn z. B. vor dem heiligen Valentin ein alter Mann in Convulsionen liegt, der drei Mal so klein ist, als der Heilige selbst, und endlich, wenn die Figuren in einem Gemälde ganz unrichtig kostumirt sind u. s. w. u. s. w. Der Historienmaler hat ein sehr weites Feld und muß unablässig sowohl Antike als Natur ebenfogut, als die berühmten, alten Meister studiren, wenn er es nur auf einen geringen Grad der Vollkommenheit bringen will; ferner muß er Geschichte, Anatomie, Perspective und Charaktere genau und richtig kennen und vorzugsweise ein braver Zeichner seyn. Obgedachte alles machen die Naturkünstler aber kennen kaum ein anderes Land, als Oberkrain, und studiren nicht viel. Wenn das Gemälde nur recht grell blau, roth und gelb enthält, so ist es schön und gut genug. So findet man z. B., daß in Großfahsenberg die 14 Nothhelfer fast alle blau und roth kostumirt sind, und gleich darneben prangt ein St. Florian im bleiernen Harnisch, ein heiliger Nikolaus, der einen Meersturm bei stiller Wafferfläche besänftiget u. s. w. Nachtroniömen darf man hier gar nicht rechnen, und es ist wirklich zu wundern, daß von diesen Leuten das geliefert wird, was man sieht.

(Beschluß folgt.)

## Charade.

Zweijßlbilg.

Wenn der Liebe Rauberton erklingen,  
Wer der Freundschaft Hochgenuß erlangen,  
Dem wird bei der ersten Silbe Klang  
Wald vor wohnuthsvoller Sehnsucht bang.

Nun! er mag sich neue Freundschaft gründen,  
Kann auch wohl ein and'res Liebchen finden!  
Wie im See die zweite Silbe schwankt,  
Eben so des Menschen Seele wankt.

Nichts könnt ihr, was ewig daure, bauen!  
Mög't durch's Ganze selbst den Himmel schauen,  
Dort auch kann ja ewig nichts bestehn,  
Welten selbst im Strom der Zeit vergehn.

II—r.